

war unten“ genannt. In Romanform geschrieben erscheint in ihm alles, was Hartung, einst Dramaturg der Breslauer Bühnen, als Soldat und Luftwaffenhelfer erlebt und geschaut hat. Erst kürzlich bestätigte mir hier in der Göttinger Universitätsklinik ein ehemaliger Breslauer Mitkämpfer, wie sehr er von der Wahrheit dieses Werkes gepackt worden sei; ganz so habe er es auch erlebt. Kein Geringerer als Albert Schweitzer hat vom fernen Lambarene aus den tiefen Eindruck des Buches auf ihn bezeugt.

1944 — Das Jahr der großen Not!

Dunkle Wolken standen am Himmel unseres Vaterlandes. Die Blitze, die bald darauf herniederkamen, trafen uns sehr, sehr hart. — Am 18. Januar abends läutete mich mein Bruder an, daß auf unseren dringenden Rat hin unsere liebe Mutter die Heimat verlassen habe und zu meiner Schwester nach Bunzlau gefahren sei. Beide Frauen sind einen Monat später in den Kriegswirren verschollen, wir haben nicht die geringste Spur mehr von ihnen auffinden können. — Am 20. Januar schon kam der allgemeine Räumungsbefehl für Breslau. — Am nächsten Tage zogen die ersten Flüchtlingstrecks vom rechten Oderufer her durch Stolz. — An diesem Sonntag durfte ich noch den Gottesdienst in unserer Kirche halten. Es war ein inniger Bittgottesdienst. Am Dienstag mußte ich zurück zu meiner Truppe.

Am nächsten Tage wurden die Schulen geschlossen. Einquartierung kam nach Stolz — es war die Frontruppe. Bis zum Kriegsende wechselten die Truppenteile mehrfach. Im Schloß war eine zeitlang der Hauptverbandsplatz untergebracht, der aber dann bis nach Reichenbach zurückverlegt wurde, da er in Stolz zu nahe an der Front war. Ja, so nahe war die Front herangekommen. Breslau war zur Festung erklärt worden, wurde bald von den Russen eingeschlossen und in wochenlangen, äußerst schweren Kämpfen fast völlig zerstört. Die einst so sehr schöne Stadt wurde zum Trümmerhaufen.

Von Osten her rückte die Front bis nahe an Münsterberg heran. Alle ost- und nordwärts von Stolz gelegenen Orte waren auf höheren Befehl hin von der Zivilbevölkerung geräumt worden. Auch an die Stolzer war mehrfach die Aufforderung zur Räumung ergangen, aber diese weigerten sich. Die kinderreichen Familien wurden zwangsweise nach dem Sudetenlande und später nach Bayern gebracht, wo sie heute noch sind.

Das Leben wurde immer unruhiger und angstvoller. Täglich hörte man den Lärm der nicht mehr fernen Front, fast täglich überflogen feindliche Flieger das Dorf. Schlossermeister Wodarsch starb den Heldentod durch Fliegerbomben, Lehrer Schirpke wurde durch Tiefflieger verwundet. Als eines Tages die neuerbaute Scheune von Frau Müller in Flammen aufging, meinten viele beim Ertönen des Feuerhornes, der Feind komme ins Dorf.

Für den 18. Februar war wieder ein Räumungsbefehl an die Stolzer ergangen. Herr Superintendent Nonnast segnete an diesem Tage die Konfirmanden ein. Starker Kanonendonner machte die Begleitmusik zu der Feier. Der Räumungsbefehl wurde am selben Abend zurückgenommen. In all der Unruhe und Unsicherheit wurde dort allsonntäglich Gottesdienst gehalten. Vierzehntägig kam Herr Superintendent Nonnast heraus, an den anderen Sonntagen hielt die Pfarrfrau Lesegottesdienst. Die Gottesdienste waren immer gut besucht und wurden den Gemeindegliedern stets zur Quelle neuer großer Kraft. Man hatte meiner Frau sehr oft unter Hinweis auf ihr Leiden und ihre drei kleinen Kinder geraten, sich doch nach Westdeutschland in Sicherheit zu bringen. Sie hätte sehr wohl die Möglichkeit dazu gehabt, lehnte es aber ab, da sie der Gemeinde dienen wollte. Diesen Entschluß hat sie treu durchgehalten, bis zu unserer Ausweisung; und die Gemeinde hat es ihr sehr herzlich gedankt. In dem Kampfplärm aus der Münsterberger Richtung mischte sich bald der von den wochenlangen, sehr schweren Kämpfen an dem Zobten.

Dieses schöne Gebirgsstädtchen und die einst so reichen Dörfer zwischen Breslau und Zobten wurden in Schutt und Asche gelegt. — Die Bewohner der umliegenden Dörfer wurden nach der Grafschaft Glatz evakuiert. Daß sie zum größten Teil durch Stolz ziehen mußten, erhöhte die Erregung in unserem Dorfe noch. Vor und im Dorfe wurden Stellungen gebaut.

Um Ostern wurden im Pfarrgarten 120 junge Offiziere vereidigt. — Anlässlich dieser Feier wurde in unserer Kirche eine Orgelfeierstunde von der Wehrmacht durchgeführt.

Die Front wurde wochenlang gehalten: Am 8. Mai — dem Tag des Waffenstillstandes — lagen die Truppen in Stolz in erhöhter Alarmbereitschaft. — Um Mitternacht dieses Tages rückten sie von Stolz ab nach der Grafschaft Glatz, um durch die Tschechei hindurch noch nach Bayern und damit in amerikanische Kriegsgefangenschaft zu kommen. Nur wenige haben dieses Ziel erreicht. In der Tschechei spielten sich furchtbare Szenen ab, über die die große Geschichtsschreibung einmal berichten wird.

Mit den letzten Truppen verließen die meisten Stolzer auf Pferdewagen die Heimat, darunter auch die Pfarrfamilie. Sie erlebten Furchtbares auf dieser *Schreckensfahrt*; als sie die Vorgänge in der Tschechei sahen, beeilten sie sich, so schnell wie möglich nach Stolz zurückzukehren. Es ist nicht möglich, über Einzelerlebnisse dabei zu berichten.

Nur wenige, die mit dem Packen und Anspannen nicht fertig geworden waren, sind in Stolz zurückgeblieben und erlebten hier den Einmarsch der Russen. — Einige Schüsse waren auf das Dorf abgefeuert worden; davon hatte einer die Kirche über der südlichen Tür am Altarraum getroffen, aber nur unbedeutenden Schaden getan.

Kampflos rückten die Russen ein und begannen sofort damit, zu plündern und die Frauen und Mädchen, die sie fanden, zu vergewaltigen. Dieses *Schreckensregiment* hielt nun durch Wochen und Monate an. Den ganzen Sommer über schliefen die jungen Frauen und Mädchen im Freien oder in Verstecken, aus denen sie leicht entfliehen konnten, wenn die russischen Soldaten sie suchten. Am Tage verkleideten sie sich als alte Frauen, um dem Schrecklichen zu entgehen. Dennoch wurden viele von ihnen die Opfer solcher Gewalttaten; ja nur wenigen gelang es, ihnen völlig zu entgehen. Gegen den Spürsinn der Plünderer gab es kein sicheres Versteck.

Gegen Ende der Woche waren die meisten Stolzer zurückgekehrt. Am Sonntag, den 13. Mai, konnte kein Gottesdienst stattfinden. Es war der einzige Sonntag, an dem in Stolz kein Gottesdienst war; aber auch in den anderen Orten, selbst da, wo die Pastoren zu Hause waren, konnte am 13. Mai kein Gottesdienst gehalten werden. Die Pfarrfamilie kam am 12. Mai zurück nach Kunzendorf und am 13. Mai nach Stolz. Das Pfarrhaus war von russischen Offizieren belegt, und die Pfarrfamilie wohnte drei Wochen lang bei dem Kirchgemeindeältesten, Bauern Karl Fiedler.

Die zuerst Zurückkehrenden fanden Frau Martha Alter und ihre Tochter, Frau Thea Petermann, in ihrem Hause erhängt vor. Über ihr Ende bleibt tiefes Dunkel gebreitet und es wird auch ungeklärt bleiben, ob sie sich selbst den Tod gegeben haben, oder ob sie fremder Gewalt erlegen sind. — Ebenso bleibt ungeklärt das Ende von Frau Schöbitz — der Posthalterin — die kurz nach der Rückkehr von der Flucht mit ihrer Tochter und ihrer Enkeltochter erhängt in ihrer Wohnung aufgefunden wurde.

Eine kurze Zeit hindurch bestand noch die deutsche Gemeindeverwaltung. Anfang Juni übernahmen *Polen*, die als Ostarbeiter in Stolz waren, die Verwaltung; damit kamen die Stolzer — und allen Schlesiern erging es ebenso — vom Regen in die Traufe. Es wurde ein furchtbares Schreckensregiment.

Mitte Juni verdrängten die Polen die deutschen Bauern von ihren Höfen, machten sie zu Knechten — aber besser gesagt zu Sklaven — und sich selbst zu Herren. *Jeder Deutsche war von nun an rechtlos.* Jetzt mußte die weiße Armbinde von allen Deutschen am linken Unterarm getragen werden. Als Zahlungsmittel galt nur noch der Zloty, für den der Zwangskurs von 2 Reichsmark festgestellt wurde. Die Deutschen hatten keine Zloty; für ihre Arbeit erhielten sie kein oder sehr wenig Geld. So *zogen Hunger, Elend und Not ein.* Hatten die Russen geplündert und Verstecke mit eigenartigem Spürsinn aufgefunden, so wurden sie darin von den Polen bei weitem übertroffen. Mit unbeschreiblicher Unmenschlichkeit gingen jene dabei vor, der schrecklichste der Schrecken war die *Milic*. Sie hatte ihr Hauptquartier in der Hübnergasse gegenüber unserer Kirche aufgeschlagen und wurde der Schrecken des ganzen Dorfes. Tag und Nacht hörte man die Schreckensschreie derer, die als unschul-

dige Opfer in die Fänge der Milic geraten waren. Viele Stolzer gehören zu denen, die dort gequält wurden. Ohne jeden Grund verhaftete die Milic den 79jährigen Bauern Paul Hübner. Er ist nie zurückgekehrt; man nimmt mit Recht an, daß er zu Tode gequält und dann irgendwo verscharrt worden ist. Ebenso ist damals die Bauersfrau Krause aus Kunzendorf spurlos verschwunden.

War die „Hübnergvilla“ in Stolz ein Schreckensort, so noch viel mehr der „Elefant“ (früher Gasthaus und Gartenlokal) in *Frankenstein*, wo die *Kreisstelle der Milic* sich eingenistet hatte. Was dort geschah, hat mit Menschlichkeit nichts mehr gemein. — Als Opfer dieser unmenschlichen Quälereien in Stolz und im „Elefant“ seien aus Stolz genannt: Frau Jahn, Frau Hamann (die dann noch über 1 Jahr im Gefängnis in Glatz festgehalten, schließlich aber in einer Gerichtsverhandlung freigesprochen wurde), Frau Paul Fiedler und ihre 3 Töchter, die Frauen Schneider (Schwägerinnen) aus dem Oberdorf, Frau Riedel aus den „Fürstentümern“, die Bauern Brauner, Jockwer, Liebich, Unverricht, Bäcker Veit, die Brüder Bleischwitz aus Kunzendorf, Bauer Seidel und Tildh und viele andere.

Besonders gefürchtet waren die „Kommissionen“, polnische Banditen, die unter Führung eines polnischen Bürgermeisters o. a. die Häuser durchsuchten und dabei nicht nur plünderten, was ihnen gefiel, sondern auch die Bewohner mißhandelten und raffinierte seelische Quälereien verübten. — Ich selbst habe mehrfach solchen „Besuch“ in Kirche und Pfarrhaus „führen“ müssen; es waren fürchterliche Stunden.

Als Deutsche waren wir *völlig von der Welt abgeschlossen*. Post, Telefon, Zeitungen usw. gab es nicht; auf den Besitz eines Rundfunkapparates oder Motorrades stand die Todesstrafe, die Fahrräder hatten schon die Russen weggenommen. — Das Vieh war zum größten Teil bald weggetrieben worden. Im Herbst 1944 zählte man in Stolz 1389 Rinder, ein Jahr später nur noch 80. Beim Einmarsch der Russen starb an Herzschlag Fräulein Selma Gabriel; ferner starben in dieser Notzeit die Bauersfrau Martha Litsche, Landwirt Reichelt, der Pächter des Oberhofes Rudolf Pdaleck, Kaufmann Gebauer, Fräulein Girndt; am Tage der Ausweisung aus Stolz (5. 4. 1946) beerdigten wir still die Frau des Bauern und Kirchenältesten Oscar Wenzel.

Im Juni 1945 kamen Scharen von Polen in die schlesischen Städte und Dörfer. Sie nisteten sich in die Bauernhöfe ein und nahmen diese mit allem, was von lebenden und toten Inventar vorhanden war, in Besitz. Auch *polnische Pfarrer und Lehrer kamen mit*. Jetzt waren wir dankbar, daß in Stolz eine katholische Kirche erbaut worden war; so blieb uns die unsrige erhalten. Nach Stolz kamen zuerst zwei polnische Pfarrer. Der eine von ihnen beteiligte sich an Plünderungen und Zechgelagen; er wurde dann in einen anderen Ort versetzt. Die Polen richteten bald ihre Schule in dem katholischen Schulhaus ein. Für

die deutschen Kinder war *jeglicher Schulunterricht verboten*. — Doch durfte Konfirmandenunterricht unter dem Namen „Seelsorgestunde“ gehalten werden. In Stolz erteilte ihn die Pfarrfrau.

Die Polen, die die Bauernhöfe rechtswidrig an sich gerissen hatten, waren zu- meist sehr roh und unmenschlich gegenüber den rechtmäßigen deutschen Besitzern. Nicht nur mußten letztere wahre Sklavenarbeit leisten, sie wurden übel mißhandelt. Besonders hervorgehoben soll hier werden die Bauersfrau Elisabeth Weiner. Vor dem Kriege starben ihr Mann und ihre einzige Tochter. Ihre drei Söhne wurden eingezogen und von allen dreien erhielt sie die Meldung, daß sie vermißt seien. Für die Landarbeit war ihr ein junger Pole namens Josef zugeteilt worden, der auch gut gearbeitet hatte; als dieser krank war, hat Frau Weiner ihn in echt christlicher Weise gepflegt und ihm durch ihre Pflege das Leben gerettet. — Als Josef sich nun zum Herrn über den schönen Bauernhof machen konnte, hat er seiner Wohltäterin in keiner Weise gedankt, sondern sie ausgeplündert und gequält, wie es eben nur Polen tun können. Frau Weiner aber hat alle diese Lasten getragen als ein Kreuz, das der Herr ihr auferlegte. An ihrem Glauben haben wir alle uns gestärkt. Nie fehlte sie im Gottesdienst.

Wie schon erwähnt, wurden vom 20. Mai an die *Gottesdienste wieder regelmäßig in unserer Kirche* gehalten. Ungefähr alle drei bis vier Wochen kam Herr Superintendent N. aus Frankenstein zum Gottesdienst; an den anderen Sonntagen hielt die Pfarrfrau Lesegottesdienst. Den Organistendienst versah mit großer Treue Herr Lehrer Kurt Rossak. Über schlecht besuchte Gottesdienste brauchten wir in Stolz nie zu klagen. *Jetzt aber wirkte die Not in wunderbarer Weise auf die Gemeinden*. Die Sicherheiten, auf die man sich verlassen hatte, erwiesen sich als nichtig, die Besitztümer, die man als die Grundlagen des Erdendaseins betrachtet hatte, wurden geraubt. Alles, was die Ruhe und Sicherheit des Lebens garantiert hatte, war entglitten, geraubt, zerschlagen. Damit ging eine tiefe Erschütterung durch aller Herzen und ein jeder hörte das „Du Narr“, das einst Gott der Herr zu dem reichen Kornbauern gesprochen hatte, nun in seinen Ohren klingen. — Irdisch arm und elend geworden richtete man jetzt Herz und Sinne darauf, reich zu werden in Gott. Die *Gottesdienste waren nun die Quelle der Kraft*, aus der allein man lebte und aus der man fleißig schöpfte. Wer am Sonntag nicht ganz dringend verhindert war, fehlte auch nicht im Gotteshaus. Dabei war es nicht immer ungefährlich, zur Kirche zu gehen. Der Pole, der im Hause wohnte, durfte einen nicht sehen, wenn man zur Kirche ging, denn er hatte ja immer Arbeit für seine Sklaven. So mancher wurde grausam geprügelt, wenn er aus der Kirche kam, um der versäumten Arbeit willen. Oft stellte sich die Milic vor die Gotteshäuser, nahm die herauskommenden Gläubigen gefangen und ließ sie den ganzen Sonntag über Zwangsarbeit tun. — Viele Kirchengänger mußten bei ihrer Rückkehr feststellen, daß ihnen ihre letzten Habseligkeiten von den Polen geraubt worden waren, während sie selbst im Gottesdienst waren. Solche

bitterschwere Erfahrungen konnten aber unsere Gemeindeglieder nicht davon abhalten, zur Kirche zu kommen. Ich habe manchen Mann und manche Frau gesehen, die im Gesicht blutunterlaufen waren und vor Schmerzen kaum sitzen konnten, weil sie von den Unmenschen wieder so mißhandelt worden waren. Aber sie kamen zum Gottesdienst! Daheim las man in der Bibel und im Gesangbuch und holte sich Trost für die schweren Leiden. Man hat mit Recht von den schlesischen Gemeinden in dieser Notzeit gesagt, sie lebten *wie die erste Christenheit*. Das erwies sich auch hinsichtlich der *Brüderlichkeit* und *gegenseitiger Hilfsbereitschaft*. Die Alten, Kranken, die Kinder und Hilflosen hätten ja verhungern müssen, wenn nicht ein jeder, der irgend dazu in der Lage war, mit Werken der Liebe geholfen hätte. Wirkliche Wunder der Liebe geschahen. Denn was einer gab, mußte er heimlich nehmen und noch heimlicher weitergeben. Ertappte ihn ein Pole dabei, erhielt er unmenschliche Schläge. Aber es verhungerte keiner!

Auch meine Familie erfuhr solche Hilfe vielfach. Meine Frau erhielt ein Monatsgehalt von 125 Zloty; wie sollte sie davon leben mit 3 Kindern und ihrer Mutter, wenn ein Brot 25 bis 40 Zloty kostete? Also die Gemeinde half! Hier muß auch des Mannes gedacht werden, der sich in dieser Notzeit um die schlesische Kirche größte Verdienste erworben hat: Es war Lic. Dr. Ulrich Bunzel. Was er in dieser Zeit geleistet hat, grenzt ans Wunderbare. Auch die Stolzer Gemeinde und vor allem meine Familie verdankt ihm sehr viel. Er wurde der Trost für unzählige Notleidende.

Von den Unmenschlichkeiten der Polen ist schon viel berichtet worden. Die Führung bei diesen hatte die kommunistische Partei. Bei all ihrer Unmenschlichkeit gebärdeten sie sich nach außen hin sehr fromm und liefen eifrig in ihre Gottesdienste. Nicht selten nahmen sie das gestohlene Gut mit in die Kirche, weil sie bald nach der Messe zur Bahn eilten, um ihren Raub zu verkaufen. Sehr viele polnische Hochzeiten wurden damals gefeiert. Auch zwei deutsche Mädels heirateten Polen. Bei diesen Festen wurde im Übermaß gepraßt, der selbstgebrannte Schnaps floß in Strömen; nicht selten war die ganze Hochzeitsgesellschaft mit dem Brautpaar schon betrunken, wenn sie zur Kirche fuhren. Selbst die Polenkinder benahmen sich schon äußerst unverschämt gegenüber den Deutschen. Sie bespuckten vorbeigehende Deutsche, oder bewarfen sie mit Schmutz und Steinen. Wehe aber, wenn der Deutsche sich wehrte! Sofort waren erwachsene Polen da, die ihn jämmerlich verprügelten oder zur Milic brachten. Meine Jungen mußten mehrfach Polenjungen auf der Straße die Schuhe verschüren. An der polnisch gewordenen katholischen Schule wollten unsere Kinder nicht mehr vorübergehen und auch Erwachsene taten es nicht gern.

Leider muß auch von *üblen Elementen unter den Deutschen* berichtet werden, die um schnöden Judaslohn willen deutsche Mädchen an die Russen oder verstecktes Gut an die Polen zur Plünderung verrieten, ja sich selbst an solchen Schandtaten beteiligten. — Besonders schlimm zeigte sich dabei ein junger Bursche, der bei einem Eisenbahnunfall einen Fuß verloren hatte. Er war auch

bei dem Einbruch in unsere Kirche, bei dem der Orgelmotor, Teppiche u. a. gestohlen wurden, führend beteiligt.

Berichtet soll auch werden von dem Schicksal der Bauerntochter Käthe Kappeler. Sie hatte einem Polen eine diesem gebührende Antwort erteilt; sie mußte fliehen, ging zunächst zu Verwandten nach Kunzendorf; später verbarg eine Häuslersfrau — Luise Dierich — sie in ihrem Hause in Stolz. Obwohl Käthe mehrere Monate dort war, wußten selbst ihre Eltern nicht, wo sie war. Große Dienste um die Kirchengemeinde, die Gottesdienste, Gotteshaus, Friedhof und Pfarrhaus hat sich der *Totengräber* und *Kirchendiener* Oswald Dierich erworben. Er hat wirklich getan, was er konnte.

Dem Gemeindekirchenrat gehörten damals an: Lehrer Richard Graeser (Kunzendorf), die Bauern Karl Fiedler, Oscar Wenzel, Karl Gabriel und Karl Thiel, Rendant war der Standesbeamte Paul Petermann.

Nun will ich kurz von meinen Erlebnissen und meiner Rückkehr nach Stolz erzählen. Nachdem ich von Anfang an an der Ostfront gestanden hatte, wurde ich mit unserer Einheit im Februar/März 1945 nach Holland verlegt, wo ich am 13. April in englische Gefangenschaft geriet. — Meinen Dienst als *Kriegspfarrer* durfte ich auch da weiter tun. Am 30. September wurde ich entlassen und fand Aufnahme bei der uns bekannten Familie Meyer in Borstel bei Winsen. Ich machte mich daran, meine Angehörigen zu suchen, von denen ich seit 10 Monaten keine Nachricht mehr hatte. Aber alles Suchen blieb vergeblich. — So stand mein Entschluß fest, auf schnellstem Wege nach Stolz zurückzukehren. — Aber so schnell ging das nicht. Es dauerte drei Wochen, bis ich von Borstel nach Stolz kam. Beim Übergang in die russisch besetzte Zone wurde Herr Superintendent *Loheyde* aus Glatz, mit dem ich den Weg ging, bei einem russischen Feuerüberfall verwundet und starb am nächsten Tage. Dem Schicksal der Erschießung entging ich nur durch Gottes wunderbares Behüten; mußte aber eine Woche im Sowjetkeller verbringen. Trotz vieler Hilfsmittel, die mir die Kirchenleitung in Berlin, die ich aufsuchte, gab, gelang es mir nicht, die polnische Erlaubnis zum Überschreiten der Neiße zu erhalten. Im Morgendunkel des 4. Dezember watete ich durch die Lausitzer Neiße, bis unter die Arme im Wasser gehend. Zu Fuß gelangte ich am Abend dieses Tages nach Bunzlau, wo ich vergeblich nach Spuren meiner Mutter und Schwester suchte. Mit der Bahn gelangte ich nach Breslau und meldete mich bei der Kirchenleitung. Freudig wurde ich da begrüßt. Es wurde mir ein amtlicher *Ausweis von der polnischen evangelischen Kirchenführung* ausgestellt und überreicht. Dieser Ausweis hat mir später sehr gute Dienste getan. Zu meiner Freude fand ich das väterliche Gut — Pöpel bei Breslau — ziemlich gut erhalten vor. Über meine Angehörigen aber war bittere Not gekommen. Hier erfuhr ich, daß meine Frau mit den Kindern noch in Stolz sei.

Es war nicht leicht, eine Fahrkarte von Breslau nach Kamenz zu erhalten; nur mein Ausweis von der polnischen Kirchenleitung verhalf mir schließlich dazu.

Die Eisenbahnfahrt bis Kamenz dauerte über sechs Stunden. (Sonst im D-Zug eine Dreiviertelstunde). Um 18.45 Uhr kam ich in Kamenz an, um 5 Uhr aber war Sperrstunde. Dennoch wagte ich es im Vertrauen auf Gottes Hilfe, den 5 km weiten Fußmarsch nach Stolz noch anzutreten. Das Schneetreiben war mir günstig, die Polen kamen nicht mehr auf die Straße. Als ich bei Fleischer Köpper war, hörte ich unsere Turmuhr schlagen; es war wie ein lieber Willkommensgruß meiner Kirche. Eine neue Schwierigkeit zeigte sich jetzt, als ich am Pfarrhaus anlangte. Ich zog die Klingelschnur; das bewirkte aber nur, daß oben in der Wohnung das Licht erlosch und völlige Stille eintrat. Rufen durfte ich nicht, denn ein Deutscher durfte bei Dunkelheit nicht mehr vor der Tür sein. Mein dauerndes Klopfen aber versetzte meine Lieben oben in immer größere Angst. Schließlich aber öffnete meine Frau doch ein Fenster und fragte mit banger Stimme, wer da sei. — Als ich mich nun meldete, wandelte sich die Furcht jäh in Freude. Das Weitere zu schildern ist nicht möglich; man muß solches erlebt haben, um es nachfühlen zu können.

Der nächste Tag war der zweite Adventssonntag; er brachte im Gottesdienst das *Wiedersehen mit der Gemeinde*, die ja von meinem Heimkehren nichts wußte. Wer diesen Gottesdienst miterlebt hat, wird ihn wohl nie vergessen. Es bedeutete für die Gemeinde in vielen Hinsichten eine Erleichterung und Hilfe, daß ich da war. Denn ein wenig Achtung hatten die Polen doch noch vor dem geistlichen Amt; auch wirkte mein Ausweis aus Breslau in manchen Dingen recht gut. Die Weihnachtszeit war von einer ganz besonderen Weihe. Es ging uns wohl allen wie den Hirten auf Bethlehems Fluren, die in ihrer leiblichen und seelischen Not die große Freudenbotschaft zuerst hören durften. Unsere äußere Armut ließ die Herzen weit öffnen für das große Gottesgeschenk: den Heiland aller Welt. In armseliger Gewandung kamen die Stolzer zu den Festgottesdiensten, aber die Herzen waren geschmückt für den Herrn.

Man übertrug mir noch die seelsorgerische Betreuung der Gemeinden Olbersdorf und Kamenz. Mit großer Freude wurde ich jedesmal an beiden Orten begrüßt und auch in den vielen Dörfern, die noch zu den drei Kirchengemeinden gehörten. Alle Wege mußte ich zu Fuß zurücklegen. — Von Neujahr bis Palmarum habe ich rund 1000 km außerhalb des Dorfes Stolz selber an *Fußmärschen* gemacht. Das äußere Leben der Gemeinden verlief weiter so, wie ich es auf den vorigen Seiten geschildert habe. Es drückte einem oft das Herz ab, wenn man all die Not mit ansehen und mit ertragen mußte, und doch selber so *ohnmächtig* war zu helfen. Aber es erhob doch noch mehr, die Kraft täglich neu zu erfahren und zu beobachten, die gerade in den Schwachen so mächtig ist.

In der ersten Märzhälfte beobachteten wir, daß Güterzüge mit den deutschen Bewohnern aus der Grafschaft Glatz nach Westen rollten. — Wir beruhigten uns und meinten, daß es sich dabei nur um willkürliche Einzelaktionen der

Polen handeln könne. Da kam am 5. April 1946 morgens der *Befehl, die Stolzer müßten hinaus*. Binnen einer knappen Stunde mußten alle ihre Wohnungen (soweit wir sie noch so nennen konnten) verlassen haben und sich mit ihren wenigen Habseligkeit auf der Straße sammeln. Nur die Landarbeiter und einige für die Polen unentbehrliche Fachkräfte blieben zurück; zu ihrer Betreuung wurden auch wir zurückgelassen. Die Gefühle, die uns alle dabei beseelten, kann man schriftlich nicht wiedergeben. Viele Stunden lagen die von der Ausweisung Betroffenen auf der Straße. Am Nachmittag durfte ich diese noch einmal zu einem Gottesdienst auf dem Platz am Kriegerehrenmal sammeln. Gleich darauf setzte sich der traurige Zug in Bewegung. Die Stolzer mußten in Frankenstein im „Elefanten“ übernachten. Am nächsten Tage wurden sie noch einmal gründlich durchsucht — und ausgeplündert. Am Nachmittag hielt ich ihnen am Zug noch einmal eine kurze Andacht — dann fuhren sie ab. Dieser Transport kam in den Kreis Nienburg an der Weser, einige von ihnen auch an den Nordrand des Harzes. In den folgenden Wochen wurden die umliegenden Dörfer evakuiert. Konfirmation und Ostern waren von schweren Schatten überlagert.

Am 30. April 1946 — wir hatten gerade die Geburtstagsfeier unseres damals zehnjährigen Sohnes Eberhard durch Choral-singen und Gebet gehalten — kam die „Kommission“ auch zu uns und brachte uns den Befehl zur Ausweisung. Binnen einer Stunde mußten wir das Haus verlassen. Ich mußte in dieser Zeit noch die Kirche und die kirchlichen Geräte an eine andere polnische Kommission übergeben. Eindringende Polen machten sich in dieser Zeit noch an Plünderung in unserer Wohnung. Nur ganz wenige Deutsche mußten als „Spezialisten“ noch zurückbleiben, darunter unser treuer Küster Dierich und seine Frau.

Es war ein besonders schönes Frühjahr, die Gärten standen in voller Blüte. die Heimat zeigte sich uns noch einmal in ihrem schönsten Schmuck. Da war das Scheiden besonders schwer. *Wir spürten nun, wie hart Gott den Menschen anpackt, wenn Er ihm sagt: „Gehe aus deinem Vaterlande . . .“* Vor dem Tore des Pfarrhofes sprachen wir unter Tränen ein Vaterunser. Dann erscholl das laute „Los! Los!“ der Polen und wir mußten weg. Vor der Mühle gab es noch einen langen Aufenthalt. Der polnische Bäcker wollte meiner kranken Frau noch einen Stuhl bringen, aber die „Kommission“ verbot ihm das, er mußte den Stuhl zurücktragen. Das nannte man „humane“ Aussiedlung!

Um 12 Uhr kam der Marschbefehl, die Mittagsglocke läutete uns den Abschiedsgruß unserer schönen Kirche zu. Vom Zollhaus her ging noch ein letzter Blick auf die unvergeßliche Heimat. Unser liebes Stolz!

In Frankenstein wurden wir noch einmal bis aufs Hemd durchsucht. Dann ging es in den Güterzug, der gegen 19 Uhr abfuhr.

Hellmuth Viertel